

Laudatio Ruth Rehmann

Meine sehr verehrten Damen und Herren, verehrte Preisträgerin,

als vor ein paar Monaten nach zehn langen Jahren wieder ein Roman von Ruth Rehmann erschien, der den etwas spröden Titel *Ferne Schwester* trägt und von der Zeit kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs erzählt, sprach der Rezensent der *Süddeutschen Zeitung* davon, die Erzählart dieses Buches habe „einen Klang, wie ihn nur die Autorengeneration der unmittelbaren Nachkriegsjahre beherrschte. Hier hören wir ihn noch einmal in Reinform.“ Das war natürlich im lobenden Sinne gemeint, wirft jedoch durchaus Fragen auf: Was hat uns diese Autorengeneration heute, im Jahr 2010, noch zu sagen, wenn sie den „Sound“ ihrer Texte, wie Gottfried Benn das genannt hätte, mehr als ein halbes Jahrhundert lang offenbar unverändert konserviert hat? Oder anders gewendet: Was sollen wir mit einem Buch, das uns Heutigen auf den ersten Blick so fern und fremd erscheint, als sei es aus der Zeit gefallen? Oder noch einmal anders: Gibt es außer dem Klang auch noch etwas anderes zu loben?

Um es gleich vorweg zu sagen: *Ferne Schwester* ist ein unglaublich frisches, lebendiges, ja junges, auf jeden Fall in keinster Weise angestaubtes Buch, das in der Tat einen ganz eigenen Klang hat. Mag sein, dass man diesen Klang einer ganzen Generation zurechnen kann. Viel entscheidender aber ist, dass *Ferne*

Schwester von einem Schreibimpuls geprägt ist, der hier noch einmal zu einem glänzenden Höhepunkt führt, was die Texte von Ruth Rehmann seit jeher bestimmt.

Vielleicht ist es Zufall, vielleicht aber auch der erstaunlich exakten inneren Uhr eines bemerkenswerten Schriftstellerinnenlebens geschuldet, dass der jüngste Roman genau fünfzig Jahre nach dem ersten erscheint. 1959 war ein großes Jahr in der deutschen Nachkriegsliteratur, in dem gleich drei Meisterwerke erschienen: die *Blechtrommel* von Günter Grass, die *Mutmassungen über Jakob* von Uwe Johnson und Heinrich Bölls sicherlich ambitioniertestes Buch, nämlich *Billard um halbzehn*. Dazu debütierte eine Frau namens Ruth Rehmann, die im Jahr zuvor bei der Gruppe 47 aus diesem Roman vorgelesen hatte und, wie die FAZ hervorhob, neben Günter Grass zu den Entdeckungen dieser Tagung gehört habe. Bei Suhrkamp erschien nun also, 1959, ihr Roman *Illusionen*. Er erzählt von den Wünschen und unerfüllten Sehnsüchten von vier Menschen aus der Angestelltenwelt und hat sich – Sie mögen mir verzeihen, Frau Rehmann – als nicht ganz so haltbar erwiesen wie die drei eben genannten Bücher. Die Autorin war damals immerhin schon 37 Jahre alt, heute, da so manche Nachwuchsschriftstellerin noch vor Erreichen der Volljährigkeit die Leserschaft mit mehr oder weniger eigenen Texten beglückt, ein fast schon biblisches Alter. Neun Jahre später, 1968, erschien der Roman *Die Leute im Tal*, der den Kritikern der Gruppe 47 gar nicht gefiel, weil er im bäuerlichen Milieu spielte, und da witterte man sofort Blut-und-Boden-Literatur. Dabei ist dieser Roman

das genaue Gegenteil davon, nämlich ein wegweisendes Beispiel, wie moderne Heimatliteratur aussehen kann. Er berichtet vom Eindringen der Moderne in die bäuerliche Welt, und er tut das auf höchst ambitionierte Weise, indem sich nämlich das Tal ohne wirklichen Erzähler in vielen Stimmen gleichsam selbst erzählt. Wieder verstrichen gut zehn Jahre bis zum nächsten großen Werk: *Der Mann auf der Kanzel* mit dem Untertitel *Fragen an einen Vater* gehört zu den differenziertesten und lesenswertesten Väter-Büchern, die damals, Ende der 70er Jahre, in erstaunlicher Vielzahl erschienen. 1987 folgte *Die Schwaigerin*, der Roman um die Chiemgauer Bäuerin Anni, der noch eindrucksvoller als der *Die Leute im Tal* zeigt, dass Heimatliteratur in höchstem Maße modern sein kann, ohne deshalb gleich Anti-Heimatliteratur sein zu müssen. Mit diesem Roman hat sie den Chiemgau endgültig auf die literarische Landkarte gesetzt. Außerhalb des rehmanntypischen Zehnjahresrhythmus veröffentlichte Ruth Rehmann 1993 den Band *Unterwegs in fremden Träumen*, der eigentlich ein Sachbuch über den ersten und einzigen gesamtdeutschen Schriftstellerkongress 1947 hätte werden sollen, doch bei der Arbeit an diesem Buch kam die Geschichte ins Spiel und der 9. November 1989 dazwischen, sodass daraus ein hoch spannender Bericht über die deutsche Wiedervereinigung geworden ist. Vor allem aber ist dieses Buch so etwas wie eine verkappte Poetik, aus der man viel über das literarische Selbstverständnis Ruth Rehmanns erfährt. 1999 dann erschien *Fremd in Cambridge*, ein seltsam verstörender, philosophisch aufgeladener Roman, der eindringlich demonstriert, dass man Gesprochenes (in diesem Fall das

Englische) zwar durchaus verstehen kann, ohne es freilich zu begreifen. Und eine weitere Dekade später also die eingangs erwähnte *Ferne Schwester*. Illusionen, Fragen, Fremdheit, Ferne – schon dieser Schnelldurchlauf durch Ruth Rehmanns wichtigste Bücher lässt erahnen, dass es darin eher selten um ein Einverständnis, ein Einssein mit der Welt geht. Im Gegenteil: Ihren Protagonistinnen, ob sie nun einen Namen tragen oder einfach nur Ich heißen, liegt alle Selbst- und Weltgewissheit ziemlich fern. So wie Madeleine, der Heldin in *Ferne Schwester*, die 1945 durch ihr flüchtiges Leben taumelt, irgendwo verloren zwischen ihrem Kriegs-Ich und dem Friedens-Ich und verzweifelt darum bemüht, im Leben Fuß zu fassen, ihr Leben und die eigene Person von einem fließenden in einen festen Aggregatzustand zu verwandeln. Diese Madeleine hat, wie auch andere Frauenfiguren bei Ruth Rehmann, viel mit ihrer Schöpferin gemeinsam. Es wäre jedoch ein wenig zu einfach, die Autorin umstandslos und in allen Fällen mit ihren Figuren gleichzusetzen. Denn diese Distanznahme hat durchaus einen Zweck: Erst durch das Zurücktreten vom eigenen Selbst wird eine Selbstvergewisserung, eine Befragung der eigenen Person überhaupt möglich. Mindestens genauso wichtig aber sind die „Anderen“, die im Gegensatz zu den Protagonistinnen stehen: die titelgebende ferne Schwester, die ihr Leben den Ärmsten der Armen in Indien gewidmet hat, oder die Bäuerin Anni, die Schwaigerin, die immer nur Arbeits- und nie Lebensmensch war. Erst aus der Differenz zwischen den verschiedenen Erfahrungswelten kann sich so etwas wie der eigene Horizont herausbilden.

Gerade der jüngste Roman *Ferne Schwester* erzählt freilich nicht nur von einer individuellen Suche nach Sinn und Orientierung, er ist auch der Roman einer ganzen Generation. „Wir sprachen auch über uns“, heißt es dort, „unsere mehr oder weniger gewaltsam abgebrochenen Kindheiten und was davon übrig geblieben war in der Unordnung von Krieg und Auflösung.“ Ruth Rehmann und ihre Generation haben wie kaum eine zweite erfahren müssen, wie der Boden unter den Füßen schwankend geworden ist, wie die alten Sinn- und Welterklärungssysteme ihre Gültigkeit verloren haben. Nicht ohne Grund ist in diesem Zusammenhang auch gerne von der „skeptischen Generation“ die Rede, der nach der Erfahrung des Nationalsozialismus alle simplen Deutungsmuster und alle einfachen Erklärungen zutiefst suspekt sind. Die Angehörigen dieser Generation waren meist zu jung war, um während des Nationalsozialismus persönlich schuldig zu werden, aber zugleich alt genug, um die geistigen und materiellen Verheerungen in ihrer ganzen Wucht zu erleiden. „Vielleicht hatte ich keine Zeit, eine dichte Person zu werden – zu früh, zu schnell in den Krieg, in die Flucht geworfen, an der Oberfläche dahingetrieben, ohne je Boden unter die Füße zu kriegen.“ Flüchtig, ziellos taumeln sie, die bei Kriegsende um die zwanzig waren, durchs Leben, das vor allem geprägt ist von Verlusten: gescheiterten Lebensplänen, verlorenen Freunden, fehlendem Zuhause. Fern scheint uns Heutigen diese Welt der unmittelbaren Nachkriegsjahre zu sein, aber bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass diese existenziellen Fragen keineswegs

zeitgebunden sind. Das, was heute von Soziologen gerne als „Bastelbiographie“ bezeichnet wird, gab es auch schon vor sechzig Jahren

Gerade diese Fremdheit aber, diese Schwierigkeiten mit der Wahrheit, diese „Unbehaustheit“ des Menschen – sie stehen nicht nur im Zentrum von Ruth Rehmanns Erzählungen und Romanen, sondern bilden gleichsam die Antriebskraft, den Urgrund ihres Schreibens, aus dem die sinnstiftende Kraft der Literatur erwächst. Dem Verlust von Sinn und Ganzheit, dem „Seelenbrei“, wie sie es nennt, setzt Ruth Rehmann das beharrliche Erzählen entgegen, die Hoffnung auf einen Sinn, der freilich immer nur ein vorläufiger, zweifelhafter, ein Sinn auf Abruf ist, der mit jedem neuen Werk wieder neu erschrieben werden muss. In *Die Schwaigerin*, ihrem wohl erfolgreichsten und, wie ich finde, berührendsten Buch hat Ruth Rehmann den Kern ihres Schreibens formuliert: „Die Wahrheit ist nun mal nicht pur zu haben. Sie steckt in dem Erzählten, als Rätsel, als Vexierbild, auch wenn es erlogen ist in dem Sinne, dass es ein Stück vom Leben aus dem ununterbrochenen Fließen herausnimmt und fertigmacht, obwohl es in Wirklichkeit vom Leben keine Stücke gibt und schon gar nichts Fertiges. Alles, was einmal war, bleibt drin, mischt sich, läuft mit allem, was nachher kommt, bis zum Ende, und vom Ende kann keiner erzählen.“ Vom Ende kann in der Tat niemand erzählen. Aber von dem, was davor war. Und kaum jemand hat so ungemein formbewusst, ja musikalisch, ohne falsches Pathos und ohne Ausflüge ins Sentimentale, so voller Neugier und Freundlichkeit von den Menschen erzählt, die „auf der Suche nach Orientierung

und Ausblick im Nebel der Geschichte herumirren“, wie es Ruth Rehmann getan hat. Vielleicht ist es das, was diese Autorengeneration ausmacht: ein Schreiben, das aus einem „Mangel“ resultiert, wie Martin Walser das genannt hat, das diesen „Mangel“ produktiv macht und gerade uns Nachgeborenen vor Augen führt, welche existentielle Bedeutung Literatur haben kann. Ruth Rehmann hat das einmal so formuliert: „Alles, was ich durch Worte ‚festzustellen‘ versuche, verwandelt sich unter der Hand in Fragen, die Antworten brauchen, andere Stimmen, andere Bilder, viele kleine einzelne Wahrheiten als lebendiger Damm gegen die Lügenflut, da die große ganze Wahrheit offenbar nicht zu haben ist.“ Misstrauisch zu sein gegenüber den großen Wahrheiten, ob nun den eigenen oder denen der anderen – eine solche Haltung ist heute, im Zeitalter der medialen Überflutung, vielleicht wichtiger denn je. Ruth Rehmann führt sie uns in ihren Büchern ganz unaufdringlich, aber bestimmt vor Augen. Dafür sollten wir Leser ihr dankbar sein.

Liebe Ruth Rehmann, ich gratuliere ganz herzlich zum Rosenheimer Literaturpreis 2010.

© Andreas Wirthensohn, 2010